

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Dienstag, 31. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Gladys hält immer noch regungslos auf demselben Fleck und starrt vor sich hin. Die trampfhaft geballten Hände haben sich gelockert, aber „Widu“ macht keinen Gebrauch von der neuen Freiheit. Entfernt und verweht klingt noch ein-, zweimal ein Bellen herüber, dann verhallt auch das und tiefe Stille liegt wieder über der Heide. Ein Kaninchen schnuffelt vorsichtig aus dem Bau, in den es sich beim Nahen der Meute wohlweislich zurückgezogen hat und äugt interessiert zu der fremden Erscheinung hinüber; man könnte denken, sie sei ein Busch oder Fels, so leblos hält sie da. Es hoppelt mutig näher, da sieht der Wallach das kleine Lebewesen und streckt neugierig den Kopf nach ihm hin. Die Bewegung reißt Gladys aus ihrer Erstarrung, sie nimmt die Zügel auf und wendet das Pferd der Stadt zu, die fern am Rande der Heide aufdämmert. Gemächlich sucht sich „Widu“ seinen Weg, die Zügel hängen lang herunter, die Reiterin hockt zusammengesunken im Sattel. So ziehen sie langsam dahin.

Würde man Gladys von Thüngern fragen, was sie in diesen Stunden gedacht und gefühlt hat, sie würde diese Frage nicht beantworten können. Sie hat nur eine unklare Vorstellung von einer unendlich weiten, trostlos öden Fläche, über die sie dahingezogen ist, tage-, wochenlang, ewig, ohne Anfang und ohne Ende. Und von einem Liedchen, der ihr wie ein Mückenstich im Ohr summt. „Die Heide ist braun, einst blühte sie rot.“ Wo hat sie dieses Lied doch gehört? Ihre Großmutter hat es gesungen — oder ihre Mutter, als sie noch klein war. Da hing auch ein großes Bild im Wohnzimmer der Großmama, ein großes Bild in einem breiten goldenen Rahmen. Und darauf war eine Heidelandschaft, die flammte und blühte, und Großvater sagte, die Heide ist das Schönste, was es gibt. Denn er stammte aus der Lüneburger Heide und hatte die Heimat nie vergessen können, so gut es ihm auch drüben ging. „Die Heide ist braun.“ Gladys wird das Bild fortnehmen lassen aus ihrem Wohnzimmer, wenn sie nach La Paz zurückgekehrt ist. Denn das Bild lügt, die Heide blüht nicht, die Heide flammt und leuchtet nicht, die Heide ist eine Wüste, in der Gespenster umgehen, Gespenster! „Die Heide ist braun“, wurde sie denn dieses entsetzliche Lied niemals los — und plötzlich bekommt „Widu“ die Peitsche zu fühlen und rast in langen erschreckten Sätzen vorwärts, und da ist auch schon die Stadt und der Stall. „Widus“ Hufe klappern auf dem Hof, ein Stallknecht eilt herbei.

„Können Sie mir ein Auto herantelephonieren?“ fragt Gladys, sie ist mit einem Male entsetzlich müde.

„Ein Auto kommt immer erst von Hannover, und das dauert eine ganze Weile“, sagt der Mann höflich, „wenn Sie es eilig haben — die Elektrische hält drüben an der Ede und geht gleich ab.“

„Danke“, sagt Gladys und geht zur Elektrischen.

Die Elektrische ist ziemlich voll, Landleute, die nach Hannover wollen, andere, die des billigen Wohnens wegen die Entfernung von der Stadt in Kauf nehmen,

aber alles sehr einfache Leute, Menschen, von deren Existenz die Tochter von John MacGatrid, die heute zum ersten Male in ihrem Leben in einer Elektrischen fährt, bisher kaum etwas geahnt hat. Neben ihr sitzt eine ältere Frau mit zerfargtem Gesicht und erzählt ihrer gegenüberliegenden Bekannten eine weitgeschweifige Geschichte von der Krankheit ihrer Tochter. Aber trotz der Weitgeschweifigkeit und der Unbeholfenheit des Ausdrucks liegt so viel tiefer Kummer in der Schilderung, daß Gladys unwillkürlich aus ihrer Versunkenheit erwacht. „Der Doktor meinte ja, wennse nur mal richtig in ein Bad könnte, wüderse sicher wieder gut werden, son Katarrh is ja zu heilen. Aber wie soll ich denn das darstellen, sone Kur kost doch en paar Hundert mindestens. Und da muß man nu so versuchen, und das Kind wird immer weniger, immer weniger —“ sie schnaubt heftig durch die Nase.

„Wie lange ist denn ihr Friedchen schon krank, Frau Ahrens?“ fragt teilnehmend die andere.

„Seit vorrichen Winter, von die Grippe is sie nie wieder richtig auf die Beine gekommen, sie hat immer wieder versucht, ins Geschäft zu gehen, aber se hat immer wieder schlapp gemacht, da hat se doch keiner behalten können. Nu sitzt se zu Hause, mein Mann sagt ja nisch, er hängt och an das Mädel, aber was mein Alteser is — alles was recht is, er gibt ja orntlich ab zu Hause, sonst könnten wir schon lange nicht mehr, wo mein Mann seit vorrichen Jahr ohne Arbeit is, aber er sagt, die ganze Familie kann er och nich durchfüttern, un das Mädel merkt das doch un grämt sich un wird immer elender.“ Wieder schnaubt sie heftig.

„Nu, warten Se man, Frau Ahrens“, tröstet die andere gutmütig, „der liebe Gott wird schon ein Einsehen haben und helfen.“

Grell lacht Frau Ahrens auf. „Der liebe Gott! Ha, das glauben Se doch man selber nich, Frau Mertens, der liebe Gott hilft höchstens die reichen Leute, für unsereins is er nich da. Wenns ihn überhaupt gibt, ich glaube nich daran, sonst könnte er das velle Elend nicht mitansehen un immer nur die helfen, die's so schon gut geht. Aee, der liebe Gott is nur für die Reichen“, schloß sie unter dem zustimmenden Gemurmur der Umstehenden, und unfreundliche Blicke streiften die Dame im teuren Sportmantel über dem Reitanzug.

Gladys fühlte wohl die Feindseligkeit ringsum, war aber zu sehr mit sich beschäftigt, um zu achten. Nur als die Frau von ihrem Stuhl aufstand, zählte, hatte ein flüchtiges Staunen danken abgelenkt. Das gab es! Sie war nicht gesund werden konnte, — nicht ein paar hundert Mark. Und daß der Bruder der beiden Essen gönnte, weil er nicht beide hungern mußten! Plötzlich ihres Vaters in Pittsburg auf, mit der Schar von Lakaien Luxus, der ihr persönlich wenn seiner Überfülle beengte. Zwei

Feuer und Wasser — damals eine Verbindung zwischen ihnen? Gladys sprach nie von Geld, weil Geld ihr etwas Selbstverständliches war, um besonders erwähnt zu werden; man schrieb einen Scheid und bekam, was man haben wollte. Und wenn sie jetzt immer bestont einfach aufgetreten war, so war es, weil sie Stephan im unklaren über ihre persönlichen Verhältnisse lassen wollte, denn sie wollte nicht ihres Geldes wegen geheiratet werden. Diese Angst und dieses Mißtrauen hatten sie verfolgt, seit sie die ungeheure Macht des Reichtums begriffen hatte, und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, nur dieser Macht die Erfüllung ihres Frauentums zu danken. Stephan hatte sie nicht um Geld geheiratet — o nein, das nicht, er hatte sie geheiratet, um . . . Wie der Blitz die Wolkwand zerspaltet, so jäh zerriß in diesem Augenblick der Schleier, der über all dem Unklaren, Rätselhaften der letzten Monate lag. Hier in der Straßenbahn von Langenhagen nach Hannover, mitten zwischen Marktfrauen und Arbeitern eingeklemmt, begriff Gladys MacCatrid plötzlich, warum Stephan von Thüngern sie zur Frau genommen hatte.

Die Leute um Gladys waren verbittert durch die Not und darum voller Haß und Neid gegen die vermeintlich Glücklicheren, aber es waren Menschen, und Menschen sind aus vielfältigen Empfindungen zusammengesetzt. Eben noch hatte Frau Ahrens die elegante Dame mit einem beinahe hakerfüllten Blick gestreift, da hörte sie ein unterdrücktes Stöhnen, und abermals zur Seite blickend — sah sie ein schneeweißes Gesicht mit zusammengepreßten Lippen und einem so qualvollen Ausdruck in den Augen, daß aller Haß verschwand unter rein menschlichem Mitgefühl. Das junge Ding war krank, das sah einer ja auf den ersten Blick, — ob sie vom Pferd gefallen war? — so ein weißes Gesicht hatte ihr Friedchen auch immer, wenn die Anfälle kamen.

„Is Ihnen was, Frollein?“

Gladys sah sie verstört an, ehe sie den Sinn der teilnehmenden Frage begriff. „Nein, nichts — danke“, sagte sie stammelnd und dachte dabei: nur hier heraus, nur von den Menschen weg — nur allein sein, allein . . .!

Der Wagen fuhr langsamer, sie stand auf und taumelte auf die Plattform, um auszusteigen; auch Frau Ahrens war an ihrer Haltestelle angelangt und erhob sich.

„Wenn das man gut geht“, sagte sie mit einem bezeichnenden Blick zu der Mertens, „ich wer doch man en Auge auf das arme Wurm haben.“

„Sind doch ein gutmütiges Luder, Ahrens“, lacht die andere, „aber Sie haben recht, nen kranken Menschen kann man doch nich stehenlassen.“

So kam es, daß Gladys Freifrau von Thüngern auf Hiernhof, als sie die Elektrische verließ und bei dem Versuch, den Fahrdamm zu überschreiten, in den Knien einludte und einfach nicht imstande war, auch nur die paar Schritte bis zum Bürgersteig zu machen, plötzlich eine feste Hand unter ihrem Arm fühlte und so — halb getragen und halb geschoben — auf dem sicheren Boden des Gehsteigs landete. Sie hörte eine derbfreundliche Stimme: „Nu stützen Se sich man fest auf mir, ich hatte schon was aus. Man sagte, sagte, es wird schon wieder werden.“ Und von dieser Stimme ging etwas so Wärmendes, Tröstendes aus, daß das furchtbare innerliche allmählich nachließ und sie die Herrschaft über ihre Glieder zurückgewann. Frau Ahrens noch fest im Arm, und sie mögen wohl abgegeben haben, die Dame im alten Frau im abgegrabten Arm — sie so eng aneinandergelehnt da-

ihre Nerven wieder in der Ge-
lehr“, sagte sie leise, „ich möchte
ne Tage fuhr vorüber, die Frau

hl wieder“, jagte sie aufmunternd
aus, um Gladys beim Einsteigen

Gladys
Sie mir, bitte

„Nun nee, Frouern, wa? Se man, ich habe
Ihn' gern geholfen, man is doch schließlich en Christen-
mensch.“

„Auch wenn es keinen Gott gibt?“ fragte Gladys mit
schattenhaftem Lächeln zurück.

Die Frau wurde verlegen. „Ach, wissen Se so in der
Not, da packts einen denn so, und da sagt man wohl mal
was, was einem nich so gemeint is.“

„Und wo wohnen Sie?“ fragte Gladys nochmals.

„Wenn Se's durchaus wissen wollen, Breitestraße
fünf, übere'n Hof drei Treppen — aber darum habe ich
es nich getan!“

„Das weiß ich“, sagte Gladys ernsthaft, „Sie waren
gut zu mir, weil Sie an Ihr krankes Kind dachten.
Leben Sie wohl.“

Der Wagen glitt davon, Frau Ahrens sah verblüfft
hinterher. „Weil ich ans Friedchen dachte“, murmelte
sie, „mag schon sein, daß se recht hat. Na, nu aber ran!“
Und hastig eilte sie weiter.

Sie wußte noch nicht — wenigstens damals noch
nicht, denn eine Woche später hatte sie es unter Lachen
und Weinen schon begriffen — daß der liebe Gott, oder
die Allmacht, oder das Schicksal — es ist ja so un-
wesentlich, welchen Namen wir Menschlein der unbe-
kannten Größe über uns geben — ihr in diesem Augen-
blick das Leben ihres Kindes zum zweiten Male ge-
schenkt hatte — weil ihre einfache Mütterlichkeit der
Millionärin Gladys MacCatrid den bittersten Augen-
blick ihres Lebens tragen half.

In ihrem Hotelzimmer angekommen, schloß Gladys
mit einer hastigen Bewegung die Tür zu und schob
außerdem noch den Riegel vor. Nur allein jetzt, nur
allein sein, nicht einmal Conchita hätte sie ertragen. Die
Dumpsheit der letzten Stunden hatte einer rasenden Er-
bitterung Platz gemacht. Das hatte man gewagt, dazu
hatte man sie benutzt, der Deckmantel war sie gewesen,
unter dessen Schutz die beiden — sie biß in ihre geballten
Fäuste, um ein Aufbrüllen zu ersticken. Man hatte ihre
erste große Reigung, ihr gläubiges Vertrauen schändlich
mißbraucht, wie Peitschenhiebe brannte die Schmach; sie
hatte das Gefühl, als ob ihr ganzer Körper in Flammen
stände, und als ob diese Flammen nur durch eine unge-
heure, wahnwitzige Tat wieder zu löschen seien. Wut,
Haß und zugleich auch unbewußt eine wilde Eifersucht
tobten in ihr, sie rannte im Zimmer umher und schlug
den Kopf gegen die Türkante, nur um durch den äußeren
Schmerz von dem furchtbaren Denken abgelenkt zu
werden.

Dann kam die natürliche Reaktion auf die unge-
heure Erregung, sie warf sich auf ihr Bett und lag in
totenähnlicher Erschöpfung. Wie lange, sie wußte es
nicht. Sie hatte das Gefühl für Zeit und Raum und
alles verloren, man hatte ihr ihre Liebe genommen,
ihren Glauben an das Leben, an die Sauberkeit und
Aufrichtigkeit menschlicher Gesinnung, alles, alles, sie
war ausgehöhlt, eine leere Hülle, eine lächerliche
Alttrappe, die so überflüssig war auf dieser Welt, daß
sie . . .

O, sie ging durch alle Stufen des Leides und der
Qual, hier in dem nüchternen und banalen Hotel-
zimmer in Hannover. Sie mußte hindurchgehen, sonst
wäre sie nie der starke und feste Mensch geworden, den
in diesen Stunden das Schicksal aus der zwar liebens-
würdig gutherzigen aber auch grenzenlos vermögten
und weichen Pflanzeprinzessin hämmerte. Und hatten
die Enttäuschungen ihrer Hochzeitsnacht sie bereit ge-
macht zu leiden um ihrer Liebe willen, so machten diese
Stunden sie fähig zu kämpfen, um eben dieser Liebe
willen.

So wandelte sich Gladys MacCatrid zum zweiten
Male.

(Fortsetzung folgt.)

Draußen lag gleißender Sonnenbrand.
Unter den Weiden am Uferstrand
Im grünumspönten Dämmerchein
Glücklich wir zwei allein,
Weißt du noch, was die Spottdroffel sang:
Das Glück, es währet nicht lang.

Nun ist der Sommertraum ausgeträumt,
Das Weidenneß steht von Reif umsäumt,
Der Wind harßt durch das kahle Geäst:
Ihr hieltet das Glück nicht fest . . .

Der Schmied von Süderholt.

Skizze von Otto Fabian-Anna.

Das war schon seit Jahren so: Schlag sieben Uhr fing der Amboss zu klingen an. Sein Lied jubelte die Dorfstraße entlang, rüttelte an verschlossenen Türen und Fensterladen, rief die Langschläfer ans Tagewerk. Doch heute? — Was war das? Das Ambossklingen rief häufig ab. Es war kein Rhythmus in seiner Melodie, kein Mitschwingen des Herzens, es fehlte ihm das heimliche Frohlocken.

Wer den Schmied Wilm Berke am Amboss sah, wunderte sich nicht. Seine Augen waren voll Sorge. Immer wieder irrte sein Blick von dem glühenden Eisen ab und stieg in den Glast des Maienmorgens. Über dem fernen Wald von Schloten und Fördertürmen wallte wie immer graugelber Rauch. Werks sirenen heulten auf, kurzatmig, heiser, voll ungebärdiger Wildheit. Wilm Berke wußte, was hinter diesen fernen Aufen stand: Not, Drangsal, Gefahr. Denn seit Monaten sah der Feind an Ruhr und Lippe. Noch war es ihm nicht gelungen, das Volk unter seine Füße zu treten, doch im Dunkel sah eine riesige Spinne und zog das Netz immer engmaschiger und fester, darin der Troh der Aufrechten sich fangen sollte.

Darum stand der Schmied, die Hände über dem Hammerstiel gefaltet, mit gesuchter Stirn da und ließ das Eisen kalt werden. Er blickte die Straße entlang. Ein Wagen kam herangehumpelt. Karl Redmann, der Milchhändler, sah auf dem Bod und hob grüßend den Peitschenstiel.

„Wie steht's?“ rief der Schmied.

„Nicht fragen! Nur noch drei Kannen Milch. Bald gibt's keine mehr für die Kinder. Die Fremden brauchen sie. — Was sagt Ihr zu Schlageter?“

Der Schmied nahm die Augen weg. Sein Mund wurde schmal wie ein Strich. Nicht sprechen! Worte schafften nicht Luft. Gestern in der Frühe hatten sie in Düsseldorf einen Deutschen hingerichtet. Schlageter hieß der. Ein Unbekannter, von dem man nur wußte, daß er aufrecht zu seiner Tat gestanden und mannhaft den letzten Weg gegangen war.

Der Schmied legte den Hammer beiseite und redete die Glieder. In diesem Augenblick hörte er Hufschlag aus der nahen Gasse. Auf prachtvollem Apfelschimmel ritt ein französischer Offizier. Wilm Berke ließ den Hammer springen und stand auf einmal mit dem Rücken gegen die Straße, denn er wollte nicht sehen, wer vorüberritt. Doch wie der Hammer in seiner ausholenden Hand schwang, war auf einmal Stille um ihn her. Ein Pferdehuf stampfte unwillig das Pflaster, und ein kurzer herrlicher Ruf drang an sein Ohr. Der Offizier forderte, daß seinem Tier ein Eisen ausgewechselt werde.

„Nein!“ sagte Wilm Berke und schüttelte den Kopf dazu. Das Wort stand wie eine drohende Mauer zwischen ihnen. Der Offizier gab dem Ros die Sporen und ritt auf den Trohigen zu. Der sprang hinter den Amboss und wartete mit fliegendem Atem. Einen Augenblick maßen sich die Männer mit stummer Gebärde. Zorn sprang aus den Blicken des einen, Verachtung loderte im bleichen Gesicht des anderen.

Da geschah das Unglaubliche.

Die Reitpeitsche zischte durch die Maienluft, traf des Reiters Gesicht und zerfetzte es. Ein Schrei rief sich von blutenden Lippen. Der Getroffene taumelte, lehnte wie ohnmächtig am Amboss. Doch plötzlich wuchs sein Körper, blitzschnell griffen die Hände den schweren Schmiedehammer, ein gewaltiger Sprung auf den Schimmel zu — und ehe der Offizier das Tier herumreißen und die Waffe ziehen konnte, traf die brave Arbeitswehr den Übermütigen.

Lautes Lachen der Offizier aus dem Sattel. Der Schmied warf den Hammer weg und fuhr mit den Händen durch das wirre Haar. Eine kleine Benommenheit hielt ihn gefangen. Von der nahen Kirche kamen helle Glodenschläge, und auf

rand, löste die von den Fremden Mannes und sah plötzlich einem gewaltigen Schwung auf dem Rücken des Pferdes. „Brer — hoola — hoola!“

Da ging ein Fenster. „Mann!“ titerte eine Frauenstimme. „Mann! Am Himmelswillen, Mann!“

„Halt dich tapfer, Riesel!“ schrie der Schmied und jagte davon. Er sah nicht die verstörten Menschen, nicht sein blondes Anmienen, das am Begrande ahnungslos eine Handvoll Blumen ihm entgegen hielt. Er erblickte nichts als die vorüberfliegenden Bäume, hörte dasanken des Sattels, sah durch einen blutroten Schimmer weiße Schaumflocken tanzen. Sein Blut hämmerte: „Zur Lip-pe — es muß gelin-gen — zur — Lip-pe —“

Er ritt querselbein, immer auf Pferdegetrappel und den Schrei der Autohupen hörend. Hinter einem leichten Baum-schleier blinkte es silbern auf. Er sah es mit beglückten Augen: Der rettende Fluß spiegelte sich in der gleißenden Sonne.

Der Schmied sprang vom zitternden Schimmel, rief das Schurzfell sich vom Leibe und kühlte das kühle Nash um seine Glieder. Ihm war, als spüle es alle Schmach aus seiner Seele. Sein Schlag gegen die übermütige fremde Anmaßung war das Aufbegehren seines ganzen Volkes wider die qualvolle Knechtschaft.

Er ging eine Strecke durch Wiesenland, wandte sich um und stand in tiefster Erschütterung. Einen langen Blick schiedte er in den Glast der Ferne. Da lag das rauchende, kämpfende Land. Er spürte ein wundersames Rieseln in den Gliedern. Nie hatte er dieses Land der emsigen Arbeit so geliebt wie in diesem Augenblick. Nie! Und wie er sich niederließ hinter einem Weidornstrauch, seinen Körper in der Sonne zu trocknen, spürte er den Duft der schwellenden Erde. Da war ihm, als striche die liebende Hand der Mutter über sein blutendes Antlitz.

Musikalisches Duell.

Skizze von Ernst Kurt Baer (Kottbus).

In modernen Reifröden und mit hochstisiertem Haar erschienen die Damen im Palast des Grafen von Flemming; die Herren kamen in der Hoftracht Augusts des Starken, in Kniehosen, gold- und silberbortierten Röden, der Staatsperücke und den Kavallerie-degen an der Seite.

An jenem Spätnachmittag im Frühherbst des Jahres 1717 sollte im Hause des Grafen eine große Entscheidung fallen: deutsche oder französische Musik. Der junge Organist und Konzertmeister von Weimar, Johann Sebastian Bach, hatte den berühmten Orgel- und Klavierpieler Louis Marchand, ehemals Hoforganist von Versailles, zu einem Wettstreit herausgefordert.

In der Wilsdruffer Gasse verließ Johann Sebastian Bach mit Hofrat Alius dessen Haus. Der Organist, ein Mann von zweiunddreißig Jahren, trug einen schlichten, dunklen Rod. Unter der Allongeperücke zeigte sich eine hohe, freie Stirn. Ein natürlicher Ernst lag in dem breiten, vollen Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen. Wegen Marchand war er eigens aus Weimar gekommen; er unterschätzte den Franzosen übrigens nicht.

„Der berühmte Marchand“, sagte Hofrat Alius, „ist von August dem Starken, unserem Kurfürsten und König, mit zwei Orden geehrt worden.“

„Ich hörte es im Hause der Gräfin Königsmar“, nickte Bach.

„Wie gefallt Euch sein Spiel, Herr Konzertmeister?“

„So er weniger oberflächlich wäre, möchte er ein hervorragender Musiker sein. Er hat einen weichen Anschlag, beherrscht aber das Spiel nicht“, erwiderte Johann Sebastian sachlich.

Der französische Konzert- und Tanzmeister am Hofe, Jean-Baptiste Volumier, hält Marchand für hochbegabt, aber launisch und anmaßend. Es ist kein Geheimnis, daß er einem Landsmann eine kleine Lehre gönnt.

Sie waren vor dem Palast angelangt und traten ein.

„Herr Hofrat Alius! — Konzertmeister Johann Sebastian Bach!“ meldete der Zeremonienmeister.

Der Graf kam den Herren entgegen. „Willkommen, Herr Hofrat! — Willkommen, verehrtester Bach! Ich bin Ihm zu Dank verpflichtet.“

Sebastian wehrte höflich ab. „Die Danteschuld liegt

gehört, allen Seiten getraut. „Er ist ein guter Musiker und Komponist“, erwiderte Bach zurück, was wohl nicht zu verkennen.

Jemand fragte, der berühmte Marchand den glänzenden Hof in Versailles verlassen habe. Volunier, der am Cembalo stand, lächelte lastisch. „Bien, das kann ich Ihnen sagen! Der König hatte vernommen, daß Marchand seine Frau vernachlässigte. Er gab daher Order, daß die Hälfte des Gehaltes der Madame überwiesen werde. Der leicht erregbare Marchand war darüber aufgebracht. Bei einem Orgelvortrag in Versailles hörte er mitten im Spiel auf und verkündete: „Wenn meine Frau die Hälfte meines Gehaltes bekommt, so soll sie auch die Hälfte meines Orgelspiels übernehmen.“

Die Gesellschaft war entzückt von der Neuigkeit. Nur Morowicz, ein junger Pole, der gern für die französische Sache socht, sagte: „Wohlgelahrte und hochberühmte Musici haben immer ihre Eigenart!“

Der Graf schickte einen Diener zu Marchand. Man wurde bereits ungeduldig.

Endlich kam der Diener zurück. Reize und aufgeregte sprach er mit dem Grafen. Der erschrak, lächelte dann aber und wandte sich laut an die Gesellschaft: „Meine Damen und Herren! Der berühmte Hoforganist Louis Marchand hat — man möge denken wie man wolle — Dresden verlassen.“

Das war eine Sensation!

Doch den musikalischen Genuß wollte man sich nicht gänzlich entgehen lassen. Nachdem die Gesellschaft ruhiger geworden war, nötigte man den Sieger Johann Sebastian Bach an das Cembalo. Mit einem Choral von Reinken offenbarte er sein hohes Können. Ein anschließendes Präludium in C-dur gab Zeugnis von seiner hervorragenden Technik und der Meisterschaft der musikalischen Erfindung. Andächtig lauschte die kleine Gemeinde und war noch befangen, als der letzte Ton verklang.

„So eine Musik!“ sagte Fränklein v. Diestau mit einem verwundert-unschuldigen Augenaufschlag. „Wie kriegt Er das fertig, Herr Konzertmeister?“

„Das ist nichts bewundernswürdiges“, erklärte Bach gelassen. „Man darf nur die rechten Tasten zur rechten Zeit treffen, so spielt das Instrument von selbst.“

Der glückhafte Seppl.

Tier-Skizze von Max Geisler.

Es war eine wunderschöne Gebirgsmitternacht, kühl und klar. Die hohen Fichten legten ihre Schattenumrisse gegen den silbernen Himmel und regten sich nicht.

In dieser Stunde sah der alte Fischotter vor der Burg am See, die er von Grimbart dem Dachs übernommen hatte. Der See war ein schwarzes unausdeutbares Wasser, nur für den Otter nicht. Sah der nicht tief unten den Mond schwimmen? Sah der nicht auch Bäume in der Flut wachsen, mit den Wipfeln nach unten? Und sah der nicht in diesem Augenblick das Silberwölkchen achtzig Meter tief über den Seegrund ziehen? Der Spiegel war in dieser Mitternacht lauter Glanz. Nur gegen die Mitte hin lagen zehn oder zwölf schwarze Federbällchen darauf, schlafende Wildenten, die ihre Köpfe unter den Flügeln bargen und die der Sonne nicht nachsahen, bevor der See nicht beinahe vereist war.

Der Otter war sicher schon auf sie angestanden, aber er wurde gerade von einem Ding gefesselt, das aus der Ferne herangekommen kam und einen glänzenden Streifen Licht hinter sich herzog. So scharf äugte der Otter darauf hin, daß er die Forelle vergaß, die er neben sich auf den Sand gelegt hatte. Und was da über den See gefahren kam? Es war sein Sohn, den er längst für tot gehalten hatte! Den Kleinen hatte der Seehäuserbauer gefangen, als das Tier seine erste Wasserfahrt hielt. Nun stieg es aus und rief sein Schnäuzchen zum Gruß an der Wange des alten Otters.

Aber die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten gedämpft. Der Alte schaute ihn an, als wollte er sagen: „So ja, du bist es? Und was führst du denn her?“ Und der Junge stellte bestrebt fest, daß hier allerhand fragwürdige Gerüche muffelten und daß die Wohnungsverhältnisse nur den schärfsten Ansprüchen genügten.

„Ich will auch nicht den Wunsch, etwas aus meinem Leben zu erfahren. Wie die Dinge nun einmal lagen, mußte der Vater der Meinung sein, daß die glänzende Vergabung dieses Sohnes in dem Menschenhause, in dem der Junge nun wohnte, jämmerlich verkümmert und zum Betrieb eines Freibeuterdaseins nicht mehr geschickt sei.“

Darüber vergaß der Alte, dem Sohn eine Forelle anzubieten. Er dachte nicht daran, sich durch den Besuch von der nächsten Wildfahrt abhalten zu lassen. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, fuhr er zu Wasser. Aus der Fahrtrichtung stellte Seppl fest, daß der Vater eine der Wildenten erbeuten wollte, die reichlich weit draußen lagen.

Weil das für den Jungen nichts Neues war, schloß er erst einmal in den Bau. Schlimm sah es darin aus, nicht einmal für ein anständiges Lager war gesorgt. Nein, nein, für solch ein Leben dankte er. Und wenn der Alte verächtlich dachte von dem Leben, das der Seppl führte, so war das ein Beweis für einen verwilderten Geschmack. Sie hatten sich also nichts mehr zu sagen.

In dieser Erkenntnis stieg Seppl in den See, fing einen starken Karpfen und langte damit eine Stunde nach Mitternacht daheim an. Seppl pockte. Die Tür am Seehäusel öffnete sich, und er überreichte der Bäuerin den Karpfen. Seit der Bauer vor ein paar Wochen gestorben war, betrachtete Seppl die Witwe und ihre Tochter als seine Wirtschafterinnen.

Schon daraus ist zu ersehen, wie sich das Leben für ihn darstellte. Jeden zweiten Tag mußten ihm die Frauen das Lager aus Heu und Haferstroh neu herrichten; denn wohl fühlen wollte er sich durchaus. Er ging mit ihnen auf der Wiese spazieren oder auch auf dem Felde, wo sie Grummet oder Stroh für ihn eintrugen. Dafür erfüllte er ihnen ihre Wünsche, falls sie Appetit nach Forellen, Karpfen, einer Wildente oder sogar nach Krebsen hatten. Er räuberte das mit großem Vergnügen. Aber natürlich: seinen Anordnungen mußten sie sich fügen. Für wen standen denn die drei Kühe im Stall, wenn nicht für ihn? Er trank am Tage sein Väter Milch und ließ sich so viel frische Butter reichen, wie er für gut hielt. Hätten sie ihm einmal nichts geben wollen, dann konnte er ihnen ja die Zähne zeigen. Aber so weit ließen sie es nicht kommen.

Abgesehen von diesen Annehmlichkeiten, die er von seiner Bedienung verlangte, führte Seppl im Seehäusel ein Leben ohne jede Aufregung und Gefahr. Die Menschen draußen in der Natur waren, seiner Ansicht nach, schlimmer verwildert als die Fischottern und eine rohe und unwissende Gesellschaft. Wenn er sich von einem sehen ließ, hob der gleich einen Stein auf; und der Alte draußen in Grimmbarts Burg mußte die Wohnung wechseln, so oft sie ein Jäger ausspürte. Im Seehäusel dagegen benahmen sie sich, wie es sich einem höheren Wesen gegenüber schickt. Und nun sag einer: Dieser Seppl führe kein glückhaftes Dasein!

Die fünfte Brille.

Von Hans Niebau.

Professor Goll ist im Hotel.

Professor Goll sucht etwas.

Zuerst war er im Speisesaal, dann im Frühstückszimmer, in der Halle, und jetzt kramt er auf den Schreibtischen im Lesezimmer herum.

Der Geschäftsführer kommt auf ihn zu.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?“ fragt er. „Suchen Sie etwas?“

„Ja“, murmelt Professor Goll, „meine fünfte Brille suche ich.“

Der Geschäftsführer ist einen Augenblick verduht. „Die fünfte?“ stottert er. „Sie haben fünf verschiedene Brillen?“

„Ja“, nickt der Professor, indes er weiter zwischen Zeitungen und Schreibpapier wühlt, „fünf Brillen sind für mich eine unumgängliche Lebensnotwendigkeit. Die erste brauche ich zum Lesen, die zweite ist nötig, wenn ich die erste verlegt habe. Die dritte brauche ich, wenn ich auf die Straße gehe, die vierte, wenn ich nicht weiß, wo die dritte ist.“

„Ja, aber —“ lächelt der Geschäftsführer, „und die fünfte?“

„Die fünfte und wichtigste“ sagt der Professor, und in seiner Stimme zittert eine todesmatte Verzweiflung. „Die fünfte brauche ich, um die anderen vier zu suchen!“